



MICHELLE RAVEN

OHANE
CROSSROADS
GENMADE

LYX
EGMONT

ROMAN

MICHELLE RAVEN

Crossroads

Ohne Gnade

Die Romane von Michelle Raven bei LYX:

Romantic Thrill:

Crossroads:

1. Crossroads. Ohne Gnade

Hunter-Reihe:

1. Vertraute Gefahr
2. Riskante Nähe
3. Gefährliche Vergangenheit
4. Trügerisches Spiel
5. Späte Vergeltung

TURT/LE-Reihe:

1. TURT/LE. Gefährlicher Einsatz
2. TURT/LE. Riskantes Manöver
3. TURT/LE. Geheime Mission
4. TURT/LE. Brisanter Auftrag (*erscheint Mai 2015*)

Dyson-Dilogie:

1. Eine unheilvolle Begegnung
2. Verhängnisvolle Jagd

Außerdem erhältlich:

Tödliche Verfolgung
Verhängnisvolle Sehnsucht
Perfektion

Romantic Fantasy:

Ghostwalker-Reihe:

1. Ghostwalker. Die Spur der Katze
2. Ghostwalker. Pfad der Träume
3. Ghostwalker. Auf lautlosen Schwingen
4. Ghostwalker. Fluch der Wahrheit
5. Ghostwalker. Ruf der Erinnerung
6. Ghostwalker. Tag der Rache

Weitere Romane der Autorin sind bei LYX in Vorbereitung.

MICHELLE RAVEN

**OHNE
CROSSROADS
GNADE**

Roman

LYX
EGMONT

Originalausgabe Oktober 2014 bei LYX
verlegt durch EGMONT Verlagsgesellschaften mbH,
Gertrudenstr. 30–36, 50667 Köln
Copyright © 2014 by Michelle Raven
Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Montasser Medienagentur, München.
Copyright © der Originalausgabe 2014 bei
EGMONT Verlagsgesellschaften mbH
Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage

Redaktion: Sonja Fehling
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Printed in Germany (670421)
ISBN 978-3-8025-9235-5

www.egmont-lyx.de

Die EGMONT Verlagsgesellschaften gehören als Teil der EGMONT-Gruppe zur **EGMONT Foundation** – einer gemeinnützigen Stiftung, deren Ziel es ist, die sozialen, kulturellen und gesundheitlichen Lebensumstände von Kindern und Jugendlichen zu verbessern. Weitere ausführliche Informationen zur EGMONT Foundation unter:
www.egmont.com

Prolog

Angespannt blickte Damon Thomas auf die Landschaft, die an der getönten Scheibe des Transportbusses vorbeiflog, auch wenn er sie in der Dämmerung kaum noch erkennen konnte. Schon lange war er den Wäldern der Olympic Peninsula nicht mehr so nahe gekommen. Was würde er darum geben, einfach darin eintauchen zu können! Fast meinte er einen Hauch des Fichtenduftes wahrzunehmen, während sie die gewundene Straße entlangfuhren, doch das musste Einbildung sein. Sämtliche Fenster waren mit Panzerglas versehen und fest verschweißt. Es gab kein Entkommen, so sehr er sich das auch wünschte.

Widerwillig löste er seinen Blick von der Landschaft und betrachtete den zweiten Häftling, der mit ihm nach Seattle transportiert wurde. Damon hatte sich im Clallam Bay Corrections Center darum bemüht, Russell Davis möglichst aus dem Weg zu gehen. Und das lag nicht an dessen kahlrasiertem Kopf, den durch rigoroses Training aufgepumpten Muskeln oder daran, dass er ein verurteilter Mörder war, sondern an Russells Faible für Gewalt. Seit er vor einem Dreivierteljahr im Gefängnis angekommen war, hatte er es sich zum Ziel gemacht, möglichst viele Kämpfe zu beginnen. Das war auch der Leitung nicht entgangen, und sie hatten Russell in Einzelhaft gesteckt. Nicht dass ihn das davon abhielt, die anderen Gefangenen zu schikanieren.

Mehr als einmal waren in der Dusche und anderen Gemeinschaftsräumen übel zusammengeschlagene Männer entdeckt

worden, die allesamt behaupteten, nicht zu wissen, wer ihnen das angetan hatte. Aber es zweifelte niemand daran, dass sie Russell zum Opfer gefallen waren. Vorher war es in der Haftanstalt zwar auch nicht völlig gewaltfrei zugegangen, doch für die dort Einsitzenden würde es eine große Erleichterung sein, wenn Russell nicht mehr zurückkehrte. Damon hatte keine Informationen darüber, aber vielleicht war es jetzt endlich so weit. Als hätte er seinen Blick auf sich gespürt, drehte der Mörder sich nun langsam zu ihm um, was Damons Puls in die Höhe schießen ließ.

Russell hob die Augenbrauen und grinste ihn provozierend an. »Willst du was von mir, Kleiner?«

Stumm schüttelte Damon den Kopf und wandte sich wieder dem Fenster zu. Es war immer klug, Russells Bemerkungen zu ignorieren. Und »Kleiner« war geradezu lächerlich, wenn man bedachte, dass Damon einige Jahre älter war als Russell und auch bestimmt fünfzehn Zentimeter größer. Im Vergleich zu Russells Muskelbergen war er allerdings eher schlank gebaut und würde bei einem Kampf sicher den Kürzeren ziehen. Glücklicherweise musste er es nicht darauf ankommen lassen, denn sie waren beide mit Hand- und Fußschellen an die Sitze gekettet und ein Wachmann ließ sie nicht aus dem Blick. Jenseits des vergitterten Abteils saßen zwei weitere bewaffnete Wächter und ein FBI-Agent aus Seattle, die Fahrerkabine des Transporters war mit zwei Männern besetzt.

Damon lehnte die Stirn gegen die Scheibe und starrte in die zunehmende Dunkelheit, während sie die schmalen Straßen entlangfuhren. Nur selten kam ihnen ein Wagen entgegen, die meisten Touristen hatten den Olympic National Park bereits verlassen, um zu ihren Unterkünften zu fahren, oder vergnügten sich auf den Zeltplätzen. Es war lange her, seit er hier Urlaub gemacht hatte, die letzten drei Jahre hatte er eingesperrt

im Hochsicherheitsgefängnis Clallam Bay verbracht. Dort hatte er von seinem Fenster aus einen Blick über die Juan-de-Fuca-Meerenge auf die häufig von Nebel eingehüllte Küste von Vancouver Island, aber den gemäßigten Regenwald im Inneren der Halbinsel oder die Olympic Mountains hatte er zuletzt bei seiner Ankunft gesehen. Auch damals war es dunkel gewesen, und die Verzweiflung hatte ihn fest im Griff gehabt.

Die Erinnerungen drohten Damon wieder zu verschlingen, doch er kämpfte dagegen an. Alles war besser als der immer gleiche Trott im Gefängnis. Hier im Wagen konnte er fast die Freiheit spüren, auch wenn es nur eine Illusion war. Früher hatte er sich in jeder freien Minute in der Natur aufgehalten und es geliebt, sich von allem Menschengemachten zu entfernen. Im Gefängnis starb er innerlich jeden Tag ein wenig mehr ab, bis er irgendwann nur noch eine leere Hülle sein würde. Wie sollte er es ertragen, noch zweiundzwanzig Jahre dort zu verbringen?

Damon presste die Handfläche an die kühle Scheibe und wünschte sich, der Transportbus wäre nicht klimatisiert. Er sehnte sich danach, ungefilterte Luft einzuatmen, eine Brise auf seinem Gesicht zu spüren. Aber das würde er wohl erst, wenn er in Seattle ausstieg. Aus dem Augenwinkel sah er etwas Helles im Scheinwerferlicht auftauchen. Ohne Vorwarnung riss der Fahrer das Lenkrad herum, der Wagen bewegte sich scharf zur Seite. Damon verlor den Halt auf der Sitzbank und rutschte in Richtung des Mittelgangs. Die Kette der Handschellen straffte sich, bis er nur noch daran hing. Schmerz schoss durch seine Handgelenke, als das Metall ins Fleisch biss.

Reifen quietschten, der Motor heulte auf. Die Wachmänner schrien durcheinander, auch sie waren von ihren Sitzen gerutscht und versuchten, sich wieder aufzurappeln, doch die Fliehkräfte hinderten sie daran. Der Wagen schleuderte in die

andere Richtung, und Damon stieß mit dem Kopf schmerzhaft an die Kante der Sitzlehne vor ihm. Für einen Moment sah er nur schwarze Punkte, doch bevor er sich von dem Schlag erholen konnte, geriet die gesamte Welt um ihn herum aus den Fugen. Damon schaffte es gerade noch, sich am Sitz festzuhalten, als sich der Wagen noch weiter zur Seite neigte und dann umkippte. Ein Stück schlitterte er über den Asphalt, und Damon hing wie eine Schweinehälfte an der Stange, dann überschlug sich der Transporter erneut.

Schreie ertönten, als die Männer durcheinanderfielen, ein Sitz riss sich aus der Verankerung und stürzte auf einen Wachmann. Damon stürzte auf den Boden zurück – oder vielmehr die Decke –, seine Arme zum Zerreißen gespannt, weil sie immer noch an die Sitzlehne vor ihm gefesselt waren. Das Licht flackerte und ging dann ganz aus. Eine schwache Notbeleuchtung blinkte grünlich. Blut lief ihm in die Augen, und er wischte mit dem Gesicht über seinen Ärmel. Hoffentlich wurde er schnell aus dieser unbequemen Situation befreit, denn allzu lange würden seine Arme das nicht mehr mitmachen. Wenigstens war die Kette an seinen Beinen lang genug, sodass er nicht ganz in der Luft hing.

Aus den Augenwinkeln sah er eine Bewegung. Russell war ebenfalls von seinem Sitz geschleudert worden, doch offensichtlich war bei ihm die Stange zerbrochen, an der seine Handfesseln befestigt waren, und er konnte sich besser bewegen. Der Wachmann, der mit ihnen im Abteil gewesen war, lag benommen einige Meter entfernt. In dem schwachen Licht konnte Damon nicht sehen, wie schwer er verletzt war. Im vorderen Bereich des Wagens herrschte großes Durcheinander.

Flüche erklangen und ein furchtbares metallisches Kreischen. Dann endlich kam der Wagen mit einem Ruck zum Stehen. Damon pendelte nach vorn und stieß sich das Knie an etwas

Hartem. Für einen Moment herrschte völlige Stille. Ein Stöhnen erklang, gefolgt von einem Knirschen. Erneut ein Fluch, gleich darauf krachte etwas. Auf der Suche nach etwas, das ihm behilflich sein könnte, irrte Damons Blick durch den Wagen. Der Druck auf seine Handgelenke wurde langsam unerträglich.

Russell richtete sich langsam auf, in der Hand hielt er ein Stück Metall. Ohne zu zögern, bewegte er sich auf den Wachmann zu, der immer noch am Boden lag. Seine Absicht war völlig klar. Kein Zeichen von Reue war auf Russells Gesicht zu erkennen, als er zuschlug. Ganz im Gegenteil, Hass und Rachedurst standen deutlich sichtbar in seiner Miene. Noch einmal schlug er zu, dann durchwühlte er die Taschen des bewusstlosen Wärters. Mit einem triumphierenden Grinsen zog er einen Schlüsselbund heraus und entledigte sich seiner Hand- und Fußschellen. Danach bewegte er sich weiter zum vorderen Teil des Wagens.

Keines der schuss- und bruchsicheren Fenster war zerborsten, sonst wäre Russell vermutlich schon längst verschwunden. So aber war der einzige Ausgang die Tür in dem Metallgitter, das die Gefangenen vom Wachpersonal trennte. Der Schlüssel des Wachmanns war jedoch nicht für die Tür gedacht, wie der Mörder schnell merkte. Sie ließ sich nur von außen öffnen. Auf der Suche nach einer Fluchtmöglichkeit ließ Russell seinen Blick durch den Wagen wandern. Ihre Augen trafen sich für einen Moment, dann salutierte ihm Russell spöttisch und wandte sich wieder um.

Das schlechte Gefühl in Damon verstärkte sich, als er sah, wie Russell etwas vom Boden aufhob. Doch diesmal war es kein Metallrohr, sondern eine Pistole. Einer der Wachleute musste sie verloren haben, und sie war während des Unfalls unter dem Gitter hindurchgerutscht. Russell entsicherte die Waffe und hielt sie dann durch die Metallstäbe.

»Öffnen Sie die Tür, wenn Sie nicht sterben wollen.«

Der angesprochene Wachmann starrte ihn mit weit aufgerissenen Augen an und schien unfähig, sich zu rühren. Eine seltsame Stille herrschte, die gleich darauf von einem Schuss zerrissen wurde. Der Mann sackte in sich zusammen.

Für Russell schien es völlig normal zu sein, einen Menschen zu erschießen. Jedenfalls war keinerlei Bedauern in seinem Gesicht zu erkennen, als er sich noch einmal kurz umdrehte. »Okay, versuchen wir es noch mal. Entweder es öffnet sofort jemand diese verdammte Tür, oder ich schieße euch einen nach dem anderen ab.«

Erneut zerrte Damon an seinen Fesseln, konnte sich jedoch noch immer nicht befreien. Das Herz hämmerte in seiner Brust, Adrenalin jagte durch seinen Körper. Wenn er nicht irgendetwas unternahm, würde Russell jeden töten, der ihm im Weg war – ihn selbst eingeschlossen.

»Nein, nicht ...!«

Ein Klacken ertönte, und der Ruf des Agenten verstummte, als die Tür nach innen aufschwang. Sofort trat Russell hindurch, beugte sich über den toten Wachmann und nahm dessen Waffe an sich. Dann wandte er sich dem zweiten Wachmann zu, der ihm anscheinend die Tür geöffnet hatte.

»Danke, das war sehr freundlich. Wenn auch völlig dämlich.« Ohne eine Vorwarnung schoss er, und der Wächter stürzte tot zu Boden.

Damit blieb nur noch der FBI-Agent übrig, der offenbar eingeklemmt war und sich nicht bewegen konnte. Russell hockte sich vor ihn und presste die Mündung der Pistole an die Stirn des Mannes. Agent Curtis war etwa fünfzig und eher schwächling, er hatte keine Chance gegen Russell.

»Zu schade, dass Agent Lynch nicht hier ist, ich hatte mich so darauf gefreut, ihn wiederzusehen. Und ich hätte es viel mehr

genossen, ihn zu töten. Ich würde Sie ja bitten, ihm etwas von mir auszurichten, aber leider werden Sie das nicht mehr können.«

Der Agent hustete. »Denken Sie nicht, dass Sie damit davonkommen, Davis. Gabriel wird Sie fassen, so wie letztes Mal, aber diesmal wird er dafür sorgen, dass Sie nie wieder aus dem Loch herauskommen.« Seine Stimme klang überraschend ruhig dafür, dass eine Pistole auf ihn gerichtet war und er wissen musste, dass er in den nächsten Sekunden sterben würde.

Russells Rücken versteifte sich. »Niemand wird mich jemals wieder fangen, ich töte jeden, der auch nur in meine Nähe kommt. Ihr habt keine Chance gegen mich.«

»Das ...« Curtis' Stimme ging in einem lauten Knall unter. Danach herrschte einen Moment lang Stille.

Damon schloss kurz die Augen, als er sah, dass der Agent zusammengesackt war. Armes Schwein. Er hatte sicher nicht damit gerechnet, dass eine Routineüberführung von zwei Gefangenen so enden würde. Aber wer hatte das schon. Er selbst wollte einfach nur hier raus. Hauptsache der Mörder kam nicht auf die Idee, ihn auch zu töten.

Angespannt beobachtete Damon, wie Russell die Tür des Transporters öffnete und sich hinausschwang. Hoffentlich würde ihm bald jemand aus dieser unbequemen Position helfen, denn lange hielt sein Körper das nicht mehr aus. Schon jetzt brannten seine Armmuskeln wie Feuer, Blut lief ihm über die Handgelenke und tropfte auf ihn herunter, wenn er sich bewegte. Damon zuckte zusammen, als er draußen weitere Schüsse hörte.

Einige Sekunden später kletterte Russell wieder in den Wagen. Er warf Damon einen kurzen Blick zu, dann nahm er den toten Männern die Waffen ab und richtete sich wieder auf. Damon lief ein Schauer über den Rücken, als Russell auf ihn zu-

kam. Verdammt, er wollte nicht sterben, nicht jetzt und nicht so. Und erst recht nicht durch die Hand dieses Verbrechers. Da er sich kaum bewegen konnte, hob er nur das Kinn und blickte Russell direkt in die Augen. Im Gefängnis hatte er gelernt, seine Angst nie zu zeigen.

Russell grinste ihn an. »Ziemlich unbequeme Position, was?« Damon schwieg, was den Mörder dazu veranlasste, ihm die Hand auf die Schulter zu legen. Der Druck belastete seine sowieso schon schmerzenden Schultergelenke zusätzlich, und Damon spürte, wie ihm der Schweiß ausbrach. Die Lippen fest zusammengepresst versuchte er den reißenden Schmerz zu ignorieren. »Dumm gelaufen, dass du hier hängst und ich frei bin.« Mit dem Lauf der Pistole stach Russell in Damons Brust. »Ich denke, ich werde dich erlösen. Wie würde dir das gefallen?«

Wieder sagte Damon nichts. Er würde nicht betteln, und Russell würde sowieso machen, was er wollte. Da er alle anderen getötet hatte, würde er sicher nicht ausgerechnet ihn verschonen.

Neugierig blickte Russell ihn an. »Mit dir hatte ich im Gefängnis nie das Vergnügen. Aber ich hab dich dort gesehen. Hältst dich von allen fern, als wärst du was Besseres. Dabei bist du auch nur ein Mörder.« Auf Damons erstaunten Blick hin grinste Russell. »Oh ja, ich hab es mir zur Aufgabe gemacht, über jeden was zu wissen. Das kann sehr hilfreich sein.« Er legte den Kopf schräg, als horchte er auf etwas. »Schade, ich würde mich ja gerne noch länger mit dir unterhalten, aber ich muss jetzt los. Willst du mitkommen?«

Überrascht von dem Angebot startete Damon ihn einen Moment lang nur an. Einerseits wollte er nichts lieber als hier raus, andererseits wusste er, was passieren würde, wenn sie nach ihrem Fluchtversuch wieder gefasst wurden. Auf keinen Fall

wollte er noch mehr Jahre seines Lebens hinter Gittern verschwenden. Vor allem aber würde er mit jemandem wie Russell Davis niemals gemeinsame Sache machen.

Das Grinsen erlosch, als Damon nicht schnell genug antwortete, und ein grausamer Ausdruck erschien auf Russells Gesicht. Er presste sich enger an Damon und hielt ihm die Mündung der Pistole unters Kinn. »Um das klarzustellen: Hierbleiben bedeutet, dass ich dich erschieße. Ich lasse keine Zeugen zurück. Also, willst du sterben oder mit mir kommen?«

»Was hättest du davon?«

»Das frage ich mich allerdings auch langsam.« Der Druck der Pistole wurde stärker. »Die Zeit läuft ab. Ja oder nein?«

Damon blieb keine Wahl. Er wollte nicht sterben, doch so wie er frei war, würde er sich von dem Mörder trennen. »Hast du die Schlüssel noch?« Er wackelte mit den Fingern, auch wenn der Schmerz ihn die Zähne zusammenbeißen ließ.

»Kluge Entscheidung.« Russell griff in seine Hosentasche und holte den Schlüsselbund heraus. Mit ein wenig Recken gelang es ihm, die Handschellen aufzuschließen.

Damons Arme fielen herunter, und der scharfe Schmerz trieb ihm die Tränen in die Augen. Ein Keuchen entfuhr ihm, das er sofort unterdrückte.

»Hier, mach deine Füße selbst los.« Russell drückte ihm den Schlüsselbund in die Hand, doch er rutschte ihm aus den blutigen und gefühllosen Fingern und fiel zu Boden.

Russell gab einen ungeduldigen Laut von sich und hob ihn wieder auf. Anschließend riss er brutal an der Kette, bis er an das Schloss der Fußschelle kam. Auf die gleiche Art verfuhr er mit dem zweiten Fuß, dann war Damon frei. Wenn er seine Arme hätte bewegen können, hätte Damon die Gelegenheit genutzt, um Russell zu überwältigen, aber so konnte er ein-

fach nur dastehen und hoffen, dass ihn der Mörder nicht doch noch tötete. Der packte ihn jetzt am Arm und zog ihn mit sich zum Ausgang. Als sie an dem Wachmann vorbeigingen, der immer noch bewusstlos am Boden lag, feuerte Russell einen Schuss ab.

Damon zuckte zurück und starrte den Mann an, auf dessen Brust sich nun Blut ausbreitete. »Das war völlig unnötig, er hätte uns nicht aufhalten können!«

Russell drehte sich zu ihm um und legte die Hand um Damons Kehle. »Ich hab dir doch gesagt, dass ich keine Zeugen zurücklasse. Wenn du damit nicht leben kannst, kann ich dir die Sache erleichtern.« An seiner Brust spürte Damon das Metall der Waffe. »Ich nehme dich nur mit, solange du dich als nützlich erweist. Solltest du das irgendwann nicht mehr sein, bist du tot. Verstanden?«

Klar und deutlich. Allerdings würde ihn das nicht davon abhalten, bei der allerersten Gelegenheit zu verschwinden. »Ja.«

»Gut. Und noch etwas: Wenn du versuchst, zu fliehen, knalle ich dich ab.«

Das war nicht gerade eine Neuigkeit, deshalb nickte Damon nur. Einen Moment lang blickte Russell ihn noch durchdringend an, dann schob er ihn vor sich aus dem Bus. Damon stolperte über etwas und konnte sich gerade noch auf den Beinen halten. Schwer atmend lehnte er sich an die Seite des umgestürzten Busses. Einer der Fahrer lag zusammengekrümmt am Boden, der andere war in der Fahrerkabine eingeklemmt. Ein rundes Loch zierte seine Stirn dort, wo ihn die Kugel getroffen hatte.

»Komm jetzt endlich!« Wieder griff Russell nach seinem Arm und zog ihn mit sich.

Ein paar Meter weiter lagen einige Kadaver von Hirschen, gegen die der Transportbus offensichtlich geprallt war.

Russell lachte. »Ist es nicht genial, dass wir von einer Gruppe blöder Viecher gerettet wurden?«

Damons Magen zog sich zusammen, als er erkannte, wo sie waren. Der Crescent Lake lag still im Mondschein da, genauso wie die Ranger Station. In den Fenstern einer Lodge weiter hinten am See brannte noch Licht. Normalerweise wimmelte es hier von Touristen, aber nachts war es ziemlich einsam. Russell reichte das jedoch offensichtlich nicht, denn er zog ihn weiter unter einer Unterführung durch und auf den Regenwald zu. Gleich darauf tauchten sie in das tiefdunkle Gebiet ein. Auf einem schmalen Weg entfernten sie sich weiter von der Unfallstelle, und Damon spürte, wie ihm sein Leben immer mehr entglitt.

1

»Ich will aber mein eigenes Zelt haben!«

Die weinerliche Stimme seiner siebenjährigen Tochter entlockte Warren Harper ein innerliches Seufzen. Seit sie morgens in Portland aufgebrochen waren, wo er Emma bei ihrer Mutter abgeholt hatte, war sie mit nichts zufriedenzustellen. Nicht einmal die grandiose Natur des Olympic National Parks hatte ihre Laune verbessert, dabei hatte Warren sich wirklich bemüht, ihr alles recht zu machen. Sie waren am Strand entlanggelaufen, über die ausgewaschenen Baumstämme balanciert, und bei Ebbe hatte er Emma die Gezeitenbecken mit ihren bunten Bewohnern gezeigt. Für einen winzigen Moment war beim Anblick eines lilafarbenen Seesterns das begeisterungsfähige Mädchen hervorgeblitzt, an das er sich aus früheren Jahren erinnerte. Aber es war seine Schuld, dass sie sich in den letzten Jahren so entfremdet hatten, deshalb konnte er ihr keinen Vorwurf machen.

Bemüht, geduldig zu klingen, schlug Warren den letzten Hering in den weichen Boden. »Das Zelt ist groß genug für uns beide. Kriech doch mal rein und sieh es dir von innen an.« Er hatte extra ein größeres Tunnelzelt für diesen Kurzurlaub gekauft, das alte war von seiner Exfrau entsorgt worden, während er in Afghanistan im Einsatz gewesen war.

»Keine Lust.« Emma saß auf dem Waldboden und blickte auf die anderen Zelte. »Ich will auch gar nicht hier sein. Warum kann ich nicht nach Hause zu Mommy?«

Diesmal schaffte Warren es nicht, seinen Seufzer zu unter-

drücken. Er setzte sich auf und rieb sich über die Stirn, hinter der sich ein dumpfer Kopfschmerz ausbreitete. Das passierte häufig, wenn er gestresst war, und sein Arzt hatte ihm geraten, wegzufahren und sich zu erholen. Warum hatte er gedacht, es wäre eine gute Idee, seine Tochter auf den Ausflug mitzunehmen? In den letzten Jahren hatte er sie immer nur für kurze Zeit gesehen, wenn er von seinen Einsätzen im Ausland zurückgekommen war. Seit er von Carol geschieden worden war, saher noch seltener.

Dann war er verletzt worden und hatte Monate im Krankenhaus und in verschiedenen Reha-Einrichtungen verbracht. Carol hatte ihn nur ein einziges Mal mit Emma besucht und danach behauptet, es würde das Kind zu sehr belasten und sie könne nicht mehr kommen. Was Warren zum Teil auch verstehen konnte, eine Siebenjährige sollte nicht mit den Schrecken des Krieges konfrontiert werden. Aber sie war seine Tochter, und er liebte sie, seit er zum ersten Mal ihre Bewegungen im Bauch ihrer Mutter gespürt hatte. Es tat ihm weh, das Misstrauen und den Schmerz in ihren Augen zu sehen, die vor ein paar Jahren noch gestrahlt hatten, wann immer Emma ihn gesehen hatte.

»Das haben wir doch besprochen, Emma. Ich möchte, dass wir uns wieder besser kennenlernen und etwas zusammen erleben. Deine Mutter hat zugestimmt, dass wir die nächsten fünf Tage zusammen den Park erkunden.« Er streckte seine Hand aus, um ihr über die in einem Zopf gebändigten roten Locken zu streichen, doch Emma rutschte sofort aus seiner Reichweite. Mit einem hohlen Gefühl in der Brust ließ er die Hand wieder sinken. »Früher bist du gerne hierhergekommen.« *Und hast auf meinen Schultern die Welt erkundet.*

»Damals war ich ja auch noch klein.« Es hörte sich an wie etwas, das ihre Mutter sagen würde.

»Du glaubst, dass du schon zu alt für den Olympic National Park bist?« Warren deutete auf die anderen Zelte, vor denen ganze Familien in allen Altersstufen saßen. »Die anderen Kinder scheinen jedenfalls eine Menge Spaß zu haben, auch wenn sie schon älter sind als du.«

Emma rollte mit den Augen. »Ja, aber die sind auch mit ihrer Familie da.«

Das versetzte ihm einen Stich. Natürlich wusste er, dass er für Emma wenig mehr als ein Fremder war, aber er hatte gehofft, dass sie sich noch daran erinnerte, wie es früher gewesen war. Offenbar nicht. »Ich bin dein Vater, Emma, und damit sind wir auch eine Familie. Ich weiß, dass ich viel zu selten für dich da war, aber das wird sich jetzt ändern. Deshalb sind wir hier.«

Lange sah sie ihn nur prüfend an, Misstrauen lag immer noch in ihren hellbraunen Augen. »Ich bin müde.«

Besiegt gab Warren für heute auf. Morgen würde er wieder versuchen, zu ihr durchzudringen, doch jetzt war er erschöpft und Emma nicht mehr aufnahmefähig. »Dann geh doch schon zu den Waschräumen und mach dich für die Nacht fertig. Brauchst du Hilfe?«

Verächtlich sah sie ihn an – eindeutig ebenfalls etwas, das sie sich bei Carol abgeschaut hatte. »Ich bin sieben, kein Baby mehr!« Damit griff sie nach ihrer Kulturtasche und stapfte den Weg entlang zu den in Sichtweite liegenden Waschküchen.

Warren blickte ihr hinterher, bis sie im Gebäude verschwunden war. Aus genau diesem Grund hatte er sich diesen Platz für das Zelt ausgesucht – damit er Emma immer im Blick hatte. Laternen beleuchteten in regelmäßigen Abständen den Weg, sodass selbst jetzt bei Dunkelheit alles gut zu erkennen war.

Müde rieb sich Warren mit beiden Händen über das Gesicht. Vielleicht war der Versuch, seine Tochter zurückzugewinnen, noch zu früh gewesen, wie sein Psychotherapeut zu bedenken

gegeben hatte. Doch Warren hatte es einfach nicht mehr ertragen, von Emma getrennt zu sein. Seit seiner Verletzung hatte er keine Nacht durchgeschlafen, entweder lag er wach und grübelte über sein verkorkstes Leben nach, oder Alpträume plagten ihn, die ihn schweißgebadet und zitternd zurückließen. In einer dieser Nächte hatte er erkannt, dass seine Tochter das Beste in seinem Leben war und nicht unter den Fehlern leiden sollte, die er begangen hatte. Angefangen mit seiner Ehe, die von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen war.

Kopfschüttelnd zwang sich Warren dazu, diese Gedanken beiseitezuschieben und lieber dafür zu sorgen, dass Emma es im Zelt gemütlich hatte. Aus dem Auto holte er ihre Schlafsäcke und das dicke Kissen, das Carol ihm für Emma mitgegeben hatte. Sein Herz zog sich zusammen, als er das Kuschtelt in Form eines Nashorns sah, das er seiner Tochter zum vierten Geburtstag geschenkt hatte. Seitdem waren die beiden unzertrennlich, und er freute sich, dass sich wenigstens eine Sache nicht geändert hatte. Behutsam legte er Rhino auf Emmas Kopfkissen und kroch wieder aus dem Zelt.

Während er darauf wartete, dass Emma zurückkam, beobachtete er die Umgebung. Auch wenn er wusste, dass hier keine Gefahren lauerten, gehörte diese Vorsichtsmaßnahme zu ihm wie das Atmen. In seiner Zeit als Marine hatte es sich ihm so eingepägt, immer wachsam zu sein, dass er die Gewohnheit auch nach seinem unfreiwilligen Ausscheiden aus dem Corps nicht ablegen konnte. Beruhigt, dass niemand in der Nähe war, der eine Bedrohung darstellte, holte er die Karte des Parks heraus, um den morgigen Tag zu planen. Hoffentlich wurde Emma durch die längere Trennung von ihrer Mutter etwas zugänglicher.

Auch wenn Carol es vermutlich nicht absichtlich machte, beeinflussten ihre immer noch vorhandene Wut und die Schuld-

zuweisungen ihm gegenüber sicher auch Emma. Es war nun an ihm, seine Tochter davon zu überzeugen, dass er nicht so furchtbar war, wie ihre Mutter ihn darstellte, und wirklich ein Verhältnis zu ihr entwickeln wollte. Seine Exfrau war wegen den Ausflug gewesen, und es hatte lange Überzeugungsarbeit auch vonseiten seines Anwalts erfordert, sie umzustimmen. Aber jetzt waren sie hier, und er würde das Beste daraus machen.

Ein Lächeln huschte über sein Gesicht, als er Emma den Weg hinunterlaufen sah. Wärme breitete sich in ihm aus, genauso wie die Sicherheit, dass er das Richtige tat. Sie war seine Tochter, und irgendwie würde es ihm gelingen, ihr Verhältnis wieder zu reparieren, und wenn es das Letzte war, was er tat. Emma sollte eine glückliche und normale Kindheit haben. Die roten Haare und Sommersprossen hatte sie von ihrer Mutter geerbt, die hellbraunen Augen dagegen von ihm. Vielleicht tat es deshalb so weh, die Unsicherheit in ihnen zu sehen, als sie das Zelt erreichte.

»Bist du fertig?« Stumm nickte sie und verstaute die Kulturtasche im Auto. Warren stand auf und streckte seine steifen Muskeln. »Okay, dann werde ich jetzt gehen. Kommst du für einen Moment alleine hier zurecht?« Als sie nichts sagte, trat er hinter sie und legte ihr sachte die Hand auf die Schulter. Er spürte jedoch, wie sie zusammenzuckte, und ließ sie rasch wieder los. »Du weißt, dass ich dir nie etwas tun würde, oder?«

Zögernd drehte sie sich zu ihm um und blickte ihn mit großen Augen an. Er spürte einen schmerzhaften Stich in seinem Herzen, als sie sich auf die Unterlippe biss und dann zögernd nickte. »Ja.«

Erleichtert lächelte er sie an. »Gut. Willst du solange im Auto warten, bis ich zurück bin?« Als kleines Kind hatte sie sich vor der Dunkelheit gefürchtet, und er wusste nicht, ob das immer noch so war.

»Darf ich Radio hören?«

»Natürlich.« Warren machte das Radio an, half Emma, auf den hohen Beifahrersitz zu klettern, und zupfte leicht an einer ihrer Locken. »Ich bin gleich zurück. Wenn etwas ist, drückt du auf die Hupe, okay?« Er deutete auf den Druckschalter im Lenkrad.

Emma nickte ernsthaft. »Yes, Sir.«

Das hatte sie als Dreijährige bei einer formellen Feier mit anderen Marines gehört. In den folgenden Jahren hatte sie sich den Ausspruch angewöhnt, wenn sie ihm versichern wollte, dass es ihr ernst war. Warren hatte nicht gedacht, dass sie sich noch daran erinnerte. Da seine Kehle wie zugeschnürt war, strich er ihr nur übers Haar und schloss dann sachte die Beifahrertür. Mit Handtuch und Kulturtasche machte er sich auf den Weg zu den Waschräumen.

Nach einer kurzen und eher kalten Dusche, die nicht wirklich half, seine verkrampten Muskeln zu lockern, putzte er die Zähne und ging zurück zum Zelt. Er mochte Emma nicht so lange allein lassen, auch wenn er gut eine kurze Auszeit hätte gebrauchen können. Seine innere Unruhe verstärkte die Symptome der posttraumatischen Belastungsstörung, die man nach dem Anschlag bei ihm diagnostiziert hatte. Doch jetzt war es wichtiger, für Emma da zu sein und sich darum zu kümmern, dass sie sich wohlfühlte. Er trat zum Wagen und blickte durch die Scheibe.

Als er sah, dass Emma bereits schlief, musste er lächeln. Offenbar hatten sie der lange Tag und die frische Luft erschöpft. Warren hängte das feuchte Handtuch über die hintere Kopfstütze, verstaute seine Tasche und schloss dann leise die Tür. Lautlos öffnete er die Beifahrertür und schob die Hände unter Emmas kleinen Körper. Er hob sie hoch und hielt sie an seine Brust gepresst, während er die Tür mit der Hüfte schloss. Die

Art, wie Emma sich im Schlaf vertrauensvoll an ihn schmiegte, brachte einen süßen Schmerz mit sich. Was hatte er in all den Jahren verpasst, während sie herangewachsen war und er in verschiedenen Kriegsgebieten für sein Land gekämpft hatte?

Mit einer Hand öffnete Warren den Reißverschluss des Zeltes und schob die Plane beiseite, bevor er hineinkroch. Vorsichtig bettete er Emma auf ihre Luftmatratze und schloss den Reißverschluss schnell wieder hinter ihnen, damit keine Mücken oder andere Insekten hereinkamen. Er knipste die Lampe an, die er vorsorglich ins Zelt gelegt hatte, und blickte auf Emma hinunter. Da sie immer noch tief und fest schlief, zog er die obere Schicht des Schlafsacks über sie und legte ihr das Kuscheltier in den Arm. Ein Lächeln hob Emmas Mundwinkel, während sie Rhino fester hielt, und Warrens Herz machte einen kleinen Satz.

Rasch entledigte er sich seiner Schuhe und der Jeans, bevor er in seinen eigenen Schlafsack kroch. Auf einen Ellbogen gestützt betrachtete er seine Tochter eine Weile lang. Dann beugte er sich über sie und küsste ihre Stirn. »Schlaf gut, mein Schatz. Ich werde auf dich aufpassen.« Liebevoll strich er eine Haarsträhne aus ihrem Gesicht. Es fühlte sich richtig an, sie bei sich zu haben und für sie sorgen zu können. Wenn er nach Hause kam, würde er sich mit Carol darüber unterhalten müssen, dass er sich das Sorgerecht mit ihr teilen wollte. Damals bei der Scheidung hatte er nicht darum gekämpft, weil er wusste, dass er die meiste Zeit unterwegs sein würde, aber jetzt hatte sich die Situation geändert.

Warren knipste das Licht aus und legte sich zurück. Die Arme hinter dem Kopf verschränkt starrte er an den Zelthimmel, der von den Lampen am Weg schwach beleuchtet war. Von den Nachbarparzellen hörte er Stimmengemurmel, dazwischen das Rascheln von Blättern und das Knirschen der Stei-

ne, wenn jemand den Weg entlangging. Normale Geräusche in einer friedlichen Gegend. Trotzdem konnte er lange Zeit nicht einschlafen, weil sein Gehirn nicht zur Ruhe kam. Erst als ihn die Erschöpfung übermannte, driftete er in den Schlaf.

FBI-Agent Gabriel Lynch brachte den Wagen vor der Absperrung zum Stehen. Nach einem tiefen Atemzug, der ihn nicht wirklich beruhigte, öffnete er die Tür und stieg aus. Automatisch knöpfte er sein Jackett zu und sorgte dafür, dass seine Krawatte ordentlich saß, während er das Schlachtfeld vor sich betrachtete. Es wimmelte nur so von Parkrangern und Polizisten der nahen Städte, dazu noch Wachleute vom hiesigen Gefängnis. Der Gedanke, was das für seinen Tatort bedeutete, setzte ihn in Bewegung. Er zog seine FBI-Marke aus der Hosentasche und hielt sie dem Polizisten hin, der die Absperrung bewachte. Der nickte nur und hob das Absperrband für ihn an, bevor er wieder auf die leere Straße starrte. Selbst bei dem schlechten Licht wirkte er ungewöhnlich blass, Schweiß glitzerte auf seinem Gesicht.

Doch damit konnte Gabriel sich nicht befassen, er hatte hier eine Aufgabe zu erledigen. Sofort als er den Anruf erhalten hatte, war er aus Seattle aufgebrochen und hatte sich mit einem Hubschrauber nach Port Angeles fliegen lassen. Von dort aus war er mit einem Mietwagen hierhergekommen. Auch wenn er wusste, dass er zu spät kommen würde, hatte er so früh wie möglich hier sein wollen, um die Suche nach den Entflohenen aufnehmen zu können. Je weniger Vorsprung sie bekamen, desto besser.

Gabriels Magen krampfte sich zusammen, als er die grotesk verdrehten Kadaver der Wapitis im Licht der starken Scheinwerfer sah. Die Spuren waren ziemlich eindeutig, trotzdem würde er mit einer Bewertung warten, bis er den Rest gesehen

hatte. Der lange Transportbus lag auf dem Dach, die Vorderseite war an mehreren Stellen verbeult, an einer Seite liefen tiefe Schrammen über das Metall. Trotzdem waren alle Fenster intakt. Vor der Tür lag ein Mann in Uniform, ein zweiter war in der Fahrerkabine eingeklemmt, ebenfalls tot. Die Schusswunden zeigten, dass sie nicht durch den Aufprall gestorben waren, aber das hatte Gabriel auch nicht erwartet.

Er hatte sich gerade gebückt, um den Toten genauer zu betrachten, als aus dem Inneren des Busses eine weibliche Stimme kam. »Hey Sie, nicht anfassen!«

Mit einem Seufzer stellte sich Gabriel auf den Kampf um die Zuständigkeit ein, der jedes Mal auftrat, wenn verschiedene Behörden bei einem Mordfall aufeinandertrafen. Er richtete sich auf und blickte in den Bus. »Special Agent in Charge Gabriel Lynch vom FBI. Ich übernehme diesen Tatort.«

»Tun Sie das?« Eine Frau erhob sich aus dem Durcheinander und schwang sich aus dem Bus. Sie trug Jeans und eine leichte Jacke. Einen Moment lang blickte sie ihn nur an, dann hielt sie ihm die Hand hin. »Olivia Vaughn, Superintendent Olympic National Park.«

Gabriel schüttelte ihr die Hand und ließ sie sofort wieder los. Die Rangerin war schlank und wirkte durch den zerzausten Pferdeschwanz und ihr ungeschminktes Gesicht jünger, als sie in dieser Position wahrscheinlich war. Ihre schwarzen Haare und dunklen Brauen ließen ihre Haut beinahe weiß erscheinen. Aus der Nähe sah er die Sorgenfalten zwischen ihren Augenbrauen. Sie war eindeutig aufgewühlt, aber sie hielt sich gut für jemanden, der so etwas nicht regelmäßig zu sehen bekam.

»Um ehrlich zu sein, bin ich froh, dass Sie hier sind. Wie Sie sich vorstellen können, sind wir hier im Park nicht für solche Fälle ausgebildet.« Ihre Stimme klang angenehm ruhig und sachlich. »Allerdings müssen Sie das noch mit Detective He-

ron vom Port Angeles Police Department besprechen. Ob er so schnell bereit ist, den Fall aufzugeben, weiß ich nicht. Aber bisher kam er mir immer sehr vernünftig vor.«

»Da ich die Hilfe der Polizei bei der Suche nach den Flüchtigen brauchen werde, kommt mir das sehr gelegen.« Gabriel blickte an Superintendent Vaughn vorbei in den Bus. »Mein Team wird auch bald hier sein, sie kommen mit dem Wagen aus Seattle. Bis dahin können wir aber nicht warten. Ich nehme an, die Straßen sind alle gesperrt?«

»Ja, wir haben überall im Park Sperren eingerichtet, mit einem Auto dürften sie zumindest nicht entkommen sein.« Die Rangerin deutete auf den Regenwald, der am Straßenrand begann. »Aber wenn sie dort drin sind, wird es schwer, sie zu finden.«

Gabriel presste die Lippen zusammen. »Wir werden sie finden, Ms Vaughn.«

»Nennen Sie mich bitte Liv. Und ich hoffe, Sie haben recht, denn das, was hier geschehen ist, möchte ich nie wieder sehen.« Ihre Augen spiegelten deutlich ihr Entsetzen wider. »Ich werde meine Leute zusammentrommeln, damit wir die Suche planen können.«

Ein durchaus sinnvoller Vorschlag, die Ranger kannten die Gegend sicher am besten. »Gut, aber lassen Sie niemanden alleine losgehen, diese Kerle sind extrem gefährlich.«

Liv blickte auf den Toten zu ihren Füßen. »Das ist mir aufgefallen.«

Er nickte ihr zu. »Wir sehen uns später.«

Gabriel kletterte in den Transportbus und blickte sich in dem Durcheinander um. Gegenstände waren überall verstreut, Sitze aus ihren Verankerungen gerissen. Ein weiterer Wachmann lag auf dem Boden, um ihn herum eine Pfütze aus Blut. Aus offenen Augen starrte er Gabriel leer an. Mit einem Gefühl

des Bedauerns ging er weiter und blieb schließlich abrupt stehen. In einer Ecke eingeklemmt lag eine weitere Leiche, die er beinahe übersehen hätte. Gabriel hockte sich daneben und schloss kurz die Augen. Wut und Trauer schnürten ihm die Kehle zu.

»Es tut mir so leid, Ray.« Offenbar hatte sein Partner und Freund es nicht geschafft, sich aus den Trümmern zu befreien und zu verteidigen. Er konnte sich vorstellen, wie Ray sich gefühlt haben musste, schließlich hatte er Russell Davis genauso gut gekannt wie Gabriel und gewusst, wozu der Verbrecher fähig war. Der Druck auf Gabriels Brust wurde stärker, je länger er seinen Freund anstarrte. Es war seine Schuld, dass Ray überhaupt hier war. Er hätte diese Fahrt selbst übernehmen müssen, er ...

»Sind Sie Agent Lynch?«

Die unerwartete Frage ließ ihn herumwirbeln, eine Hand ging zur Pistole im Schulterholster. Ein Mann in Zivilkleidung stand hinter ihm, die Hände erhoben, zum Zeichen, dass er keine Gefahr darstellte. Gabriel versuchte seinen viel zu schnellen Herzschlag zu beruhigen, während er den Mann musterte. Er war deutlich kleiner als Gabriel und, ausgehend von den glatten schwarzen Haaren und der gebräunten Haut, einem der hiesigen Indianerstämme zuzuordnen. »Ja?«

»Ich bin Detective Heron vom Port Angeles Police Department. Liv sagte, dass ich Sie hier finde.«

»Sagte sie auch, dass ich hier bin, um den Fall für das FBI zu übernehmen?«

Ein humorloses Lächeln hob Herons Mundwinkel. »Ja. Was genau haben Sie für ein Interesse daran? Reine Neugier, ich habe die Anweisung vom Polizeichef, mit Ihnen zusammenzuarbeiten, und kein Problem damit, solange wir alle an einem Strang ziehen und diese Verbrecher schnappen.«

Zufrieden, dass er keine wertvolle Zeit mit unsinnigen Kämpfen verschwenden musste, entspannte sich Gabriel ein wenig. Zumindest, soweit er das in dieser Situation überhaupt konnte. »Russell Davis, einer der beiden Entflohenen, ist ein Mörder, den ich vor elf Monaten gefasst habe. Er ist äußerst brutal und, wie wir hier sehen ...«, er deutete auf die Toten, »... zu allem bereit.«

»Genau so jemanden wollen wir hier frei herumlaufen haben.« Der Sarkasmus war nicht zu überhören.

Gabriel blickte den Detective hart an. »Das wird er nicht lange. Wir werden alles dafür tun, dass er so schnell wie möglich gefasst wird.«

»Gut. Denn das hat er nicht aus Notwendigkeit getan, sondern weil er es wollte.«

»Wie meinen Sie das?« Nicht, dass er das nicht schon gewusst hätte, aber Gabriel wollte hören, was der Detective davon hielt.

Heron deutete auf Ray. »Er konnte sich auf keinen Fall wehren, seine Hände waren unter den Trümmern gefangen. Die Waffe steckt noch in seinem Holster, ich habe nachgesehen. Dann die saubere Schusswunde in der Stirn – eindeutig Mord.« Er presste die Lippen zusammen. »Bei den anderen sieht es genauso aus. Nur der eine Wachmann, der mit den beiden Gefangenen zusammen im Käfig war, wurde niedergeschlagen. Auch wieder äußerst brutal mit einer Metallstange. Wir müssen abwarten, was der Pathologe sagt, aber meiner Meinung nach wurde er erst etwas später erschossen. Dabei war er zu dem Zeitpunkt gar nicht mehr handlungsfähig.«

Das stimmte alles mit dem Profil überein, das sie damals zu Russell erstellt hatten. Und es war ein Grund dafür, dass sie ihn so schnell wie möglich wieder einfangen mussten, bevor er für immer verschwand oder auf andere Menschen traf. Ga-

briel ging durch die offene Gittertür hindurch zu den Plätzen, auf denen die beiden Gefangenen während des Transports gesessen hatten. Auf dem Boden lag ein Paar Handschellen, das andere hing auf der anderen Seite des Wagens von der Decke und war noch am Vordersitz befestigt. Vorsichtig ging Gabriel wieder zurück. Das Team würde die Spuren sichten und versuchen, einen Handlungsablauf zu erstellen. Eine wichtige Arbeit, doch ihn interessierte in diesem Fall mehr, die Entflohenen so schnell wie möglich wieder einzusperren.

»Was für ein Typ ist der zweite Häftling?«

Hérons Frage riss Gabriel aus seinen Gedanken. »Ich weiß es nicht, ich hatte nie mit ihm zu tun. Aber ich werde es bald herausfinden.«

Beinahe wie auf Bestellung fuhr in diesem Moment der Lieferwagen vor, in dem sein Team ein mobiles Büro eingerichtet hatte. Das erwies sich häufig als wichtig bei Fällen, in denen sie schnell ein Ergebnis liefern mussten. Gabriel stieg aus dem Transportbus und ging zu seinen Leuten. Als er dort ankam, öffneten sich gerade die Türen, und die Agenten sprangen heraus. Es war nur ein kleines Team, das er nach seinen Fähigkeiten zusammengestellt hatte. Neben dem Ermittler Lucas Horner und dem Techniker Hal Gordon waren das die Profilerin Julie Kingsley und die junge Agentin Valerie Hayes, die erst vor ein paar Monaten zum Team gestoßen und für das Sammeln von Hintergrundinformationen zuständig war.

Julie legte ihre Hand auf Gabriels Arm und blickte ihn flehend an. »Sag mir, dass es eine Falschmeldung war.«

Gabriels Kehle zog sich zusammen, als er den Kopf schüttelte. »Leider nicht. Ray hat den Transport begleitet.«

»Oh nein. Ist er ...?« Feuchtigkeit schimmerte in Julies Augen, und auch dem Rest des Teams war die Betroffenheit anzumerken.

Grimmig nickte Gabriel. »Ja. Die Mörder haben niemanden am Leben gelassen.«

Lucas deutete auf ihre Umgebung. »War es geplant oder ein Unfall?«

»Das kann ich noch nicht sagen, aber bisher sieht es so aus, als wäre der Transportbus in eine Gruppe Wapitis gefahren. Wahrscheinlich hat der Fahrer versucht, ihnen auszuweichen, der Bus kam ins Schleudern und ist umgekippt.« Gabriel strich sich müde über das Gesicht. »Irgendwie muss es einem oder beiden Verbrechern gelungen sein, sich zu befreien und die Wachleute auszuschalten.«

Beim letzten Wort zuckte Valerie zusammen. Sie war ungewöhnlich blass, vermutlich weil das ihr erster größerer Tatort war und dann auch noch das Team direkt betraf. Sie alle waren erschüttert und verunsichert, weil einer der Ihren, ein Kollege und Freund, ermordet worden war. Das verstand Gabriel, und ihm ging es nicht anders, aber sie mussten das jetzt beiseiteschieben und sich auf ihre Aufgabe konzentrieren. Das hieß, so schnell wie möglich alle Informationen zusammenzutragen und die Suche nach den Entflohenen zu koordinieren. Auf keinen Fall würde er sie entkommen lassen.

»Okay, machen wir uns an die Arbeit. Hal, bau alles auf. Valerie, such alle Informationen zusammen, die du über die beiden Häftlinge finden kannst. Über Russell Davis müsste bereits eine dicke Akte im System sein, aber der zweite Flüchtling, Damon Thomas, ist mir unbekannt. Er wurde von der Polizei verhaftet, nicht vom FBI, nehme ich an. Ich will alles über ihn wissen, also lass dir auch vom Gefängnis Informationen übermitteln. Ich will wissen, wie er sich dort verhalten hat, mit wem er Kontakt hatte, ob er und Davis sich schon vorher kannten. In einer halben Stunde treffen wir uns zu einer Teambesprechung hier im Wagen.« Hal und Valerie nickten und gingen

zum hinteren Teil des Lieferwagens. »Lucas, da wir keine Zeit haben, um auf die Berichte, Tatortfotos und Ähnliches zu warten, musst du dir leider alles, was du brauchst, selbst zusammensuchen. Gib die Infos dann an Julie weiter, damit sie sie mit dem Profil abgleichen kann, das wir bereits von Davis haben.«

Lucas schnitt eine Grimasse. »Alles klar.«

»Arbeite mit dem zuständigen Detective aus Port Angeles zusammen. Sein Name ist Heron.«

Gabriel beobachtete, wie Lucas vorsichtig in den Transportbus stieg, bevor er sich wieder zu Julie umdrehte.

Mitgefühl stand in ihren Augen. »Was kann ich tun, bis die ersten Ermittlungsergebnisse vorliegen?«

»Arbeite mit Valerie und Lucas zusammen. Ich brauche dringend eine Idee, was Davis jetzt vorhaben könnte.« Nachdenklich strich er sich über das Kinn. »Egal, was sein Plan ist, ich denke, wir können davon ausgehen, dass er noch weitere Menschen töten wird, wenn er die Gelegenheit dazu bekommt. Wir müssen ihn so schnell wie möglich aus dem Verkehr ziehen, bevor das passiert.«

Julie betrachtete ihn eine Zeit lang schweigend. »Es ist nicht deine Schuld, Gabriel.«

Wut kochte in ihm hoch. »Nein? Weißt du, warum Ray heute hier war?« Stumm schüttelte Julie den Kopf. »Ich habe darauf bestanden, den Transport durch einen FBI-Agenten begleiten zu lassen, aber dummerweise hatte ich einen Termin.« Der Gedanke an seine Schwester schnürte ihm die Kehle zu, aber er redete weiter. »Ray hat sich angeboten, für mich einzuspringen, weil er wusste, dass ich sonst keine Ruhe finden würde. Er ist meinetwegen gestorben.«

Julie trat näher und berührte seinen Arm. »Das tut mir leid, Gabriel. Aber Ray war ein guter Agent, er wusste, was er tat. Und niemand konnte ahnen, dass so etwas passieren würde.

Nicht einmal du. Ich denke nicht, dass Ray dir die Schuld daran geben würde.«

»Aber ...«

Julie ließ ihn nicht ausreden. »Aber er würde erwarten, dass wir alles tun, um seinen Mörder zu fassen. Und das werden wir.«

Zögernd nickte Gabriel. »Ich weiß. Danke.«

»Dafür bin ich hier.« Julies Mund verzog sich zu einem schwachen Lächeln. »Und Ray war nicht nur *dein* Freund.«

Damit hatte sie allerdings recht, und er kam sich wie ein Egoist vor, weil er nur daran gedacht hatte, wie es ihm nach dem Tod seines Freundes ging. »Entschuldige, ich weiß, dass du ihn auch sehr mochtest.«

Erneut bildeten sich Tränen in Julies Augen. »Was machst du jetzt?«

Gabriel stürzte sich auf den Themenwechsel, weil ihn jede Zurschaustellung von Gefühlen nervös machte. »Ich werde versuchen, eine Suchaktion zusammen mit der Polizei und den Rangern zu koordinieren. Je länger wir warten, desto größer wird der Vorsprung.« Die Verfolgung würde nicht leicht werden, es gab einfach zu viele Möglichkeiten, wohin die beiden Häftlinge geflohen sein könnten. Seine einzige Hoffnung war, dass sie sich bei dem Unfall verletzt hatten und dadurch ihre Flucht behindert wurde.